

Rita Kohlmaier



KRIEGS

REPORTERINNEN

Im Einsatz für Wahrheit
und Frieden



ELISABETH
SANDMANN
VERLAG

Mit Lee Miller,
Julia Leeb, Oriana Fallaci,
Katrin Eigendorf,
Christiane Amanpour,
Nataliya Gumenyuk u.v.a.

Rita Kohlmaier

KRIEGSREPORTERINNEN
Im Einsatz für Wahrheit und
Frieden



Gewidmet allen Journalistinnen,
die diesen Beruf
achten und lieben.

Und, natürlich, meiner Mutter Elisabeth.

INHALT

„Die Welt muss das sehen!“

Vorwort

1

Live aus ...

Christiane Amanpour | Katrin Eigendorf | Catherine Jentile | Clarissa Ward | Antonia Rados

2

Die Macht der Bilder

Margaret Bourke-White | Lynsey Addario | Lee Miller | Nicole Tung

3

Frontberichte und Literatur

Martha Gellhorn | Carolin Emcke | Oriana Fallaci | Marguerite Higgins | Janine di Giovanni | Erika Mann | Åsne Seierstad

4

Bis zum bitteren Ende

Anja Niedringhaus | Dickey Chapelle | Marie Colvin | Gerta Taro | Anna Politkowskaja

5

Mein Land unter Feuer

Nataliya Gumenyuk | Alice Schalek | Yevgenia Belorusets | Anisa Shaheed | Gisèle Kahimbani | Lyliane Safi | Judith Raupp

Was man der Gewalt entgegen kann, ist Mut

Julia Leeb

Anhang

Textnachweise | Literatur | Bildnachweis

VORWORT

„Die Welt muss das sehen!“

Mariupol und Odessa, Aleppo und Homs, Kabul und Kandahar, Bagdad und Faludscha – die Welt ist in unseren Tagen nicht besser, nicht friedlicher geworden. Und die Namen von Kriegsgebieten und umkämpften Städten sind uns fast so geläufig wie die Ortsnamen in unserer eigenen Umgebung. Wer immer sich für das interessiert, was rund um die Erde geschieht, kommt nicht daran vorbei, auch eine Menge über Kriege und Kämpfe und Krisen zu wissen und ständig neu hinzuzulernen. Doch woher haben wir dieses Wissen? Durch wessen Brille betrachten wir diese kriegerischen Auseinandersetzungen? Wem verdanken wir Informationen, Erkenntnisse, Hintergründe und das Gefühl, uns ein Urteil bilden zu können? Wer also geht für uns in den Krieg, auf der Suche nach der Wahrheit?

30 Kriegsreporterinnen kommen in diesem Buch zu Wort. Einige von ihnen sind womöglich gerade in diesem Moment an irgendeiner Front, vielleicht in der Ukraine, vielleicht in Syrien; andere waren in den letzten Jahren in Afghanistan, im Irak, im Kongo, in Bosnien, in Tschetschenien, im Sudan – oder früher in Vietnam, in Korea, in China, im Spanischen Bürgerkrieg, im Zweiten und auch im Ersten Weltkrieg im Einsatz. Die älteste wurde 1874 geboren, die jüngsten erst 1986. Sie alle waren und sind mutig, unerschrocken und mit Leidenschaft für ihre Mission in Krisengebieten weltweit vor Ort, um zu berichten und uns ein Bild des Krieges, das Bild von Kampf, Flucht, Leid, Verlust und Vertreibung zu geben. Sie sind diejenigen, die unsere

Haltung formen, darüber, was Krieg ist, was richtig ist und was falsch. Das Bild über das Böse, die Grausamkeit und den Vernichtungswillen. Und über das Gute, die Solidarität und die Menschlichkeit.

Sie kommen aus den unterschiedlichsten Ländern, sie haben sehr unterschiedliche Lebenswege, und jede einzelne hat ihr ganz eigenes Motiv, warum sie immer wieder in den Krieg zieht. Die meisten von ihnen waren anfangs eher zufällig auf die Schlachtfelder der Welt geraten, weil ihr Beruf als Auslandskorrespondentin sie dorthin führte, wie zum Beispiel die deutsche Fernsehjournalistin Katrin Eigendorf oder die britisch-iranische Reporterin Christiane Amanpour. Einige wollten unbedingt ins Kampfgebiet, weil sie hofften, dass sie dort gebraucht würden, wie etwa die Fotografin Anja Niedringhaus, die mit ihren Vorgesetzten hartnäckig darum stritt, ins besetzte Sarajevo entsandt zu werden. Und während sich die einen nach ihrer Mission wieder ins Private zurückzogen, wie die Reporter-Legende Lee Miller, die nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr über das Erlebte sprechen konnte, machten andere bis ins hohe Alter weiter, wie die Autorin Martha Gellhorn, die mit weit über 80 noch mitgezogen war, um aus Mittelamerika zu berichten.

Nicht alle kehren wieder zurück, der Krieg fordert auch hier seine Opfer. Und so gilt ein Kapitel jenen, die - wie so manche Kolleginnen und Kollegen - für ihren Beruf und ihre Suche nach der Wahrheit mit dem Leben bezahlten. Gerta Taro, die in Spanien während eines Gefechts durch einen Unfall so schwer verletzt wurde, dass sie wenig später starb. Dickey Chapelle, die in Vietnam in eine Sprengfalle geriet. Marie Colvin, deren Unterschlupf in Syrien mit Granaten beschossen wurde, sie war sofort tot.

Anna Politkowskaja, die wegen ihrer Berichterstattung in Moskau heimtückisch ermordet wurde. Anja Niedringhaus, die ein Attentäter in Afghanistan willkürlich auswählte. KriegsreporterInnen sind immer öfter erklärtes Ziel von Kriegsparteien und Milizionären. Sie werden entführt, als Geiseln im Machtpoker eingesetzt, ihnen drohen Folter und Vergewaltigung, sie leiden unter mangelnder Versorgung und werden von Heckenschützen ins Visier genommen oder bei Protesten ganz bewusst attackiert. Und sie alle riskieren, Schaden an ihrer Seele zu nehmen. Auch davon erzählt dieses Buch – Lynsey Addario, Clarissa Ward, Marie Colvin, weltweit anerkannte Reporter-Ikonen, die in den Abgrund blickten – und die darüber berichten.

„Sie wollen Zeugnis ablegen,
die Chronik eines Krieges,
einer Epoche mitschreiben,
unser kollektives Gedächtnis prägen.“

Sie kennen die Gefahr, sie wissen, was sie in einem Kriegsgebiet erwartet. Doch vor Ort ist neben aller Erfahrung, Aufmerksamkeit und trotz aller akribischer Schutzmaßnahmen der Instinkt oft der einzige Lebensretter. Sie haben abzuwägen – und dennoch gehen sie das Risiko ein, denn es ist ihr Job und sie lassen sich nicht einschüchtern oder abdrängen. Selbst wenn sie Schreckliches erlebt haben, zieht es die meisten nach einiger Zeit wieder an die Front zurück. Sie wollen Zeugnis ablegen, die Chronik eines Krieges, einer Epoche mitschreiben, unser kollektives Gedächtnis prägen und verhindern, dass die Gräueltaten und Verbrechen unentdeckt bleiben, den Opfern ein Gesicht und eine Stimme geben. „Zeigen, was passiert“, wie Katrin Eigendorf sagt.

Waren Frauen als Berichterstatter im Zweiten Weltkrieg oder in Vietnam noch in der absoluten Minderheit, so hat sich die Frage der Gleichberechtigung auch hier allmählich durchgesetzt. Dennoch, die Vorurteile gegen Reporterinnen an der Front sind längst nicht verschwunden. Vor 80 Jahren mussten sich Erika Mann und Martha Gellhorn ihre Plätze in den Korrespondenten-Trupps regelrecht erobern. Doch auch heute noch halten prominente und sehr kriegserfahrene Frauen wie Clarissa Ward oder Lynsey Addario ihre Schwangerschaften so lange wie möglich geheim, um nicht aussortiert zu werden. Selbst ein weltbekannter TV-Star wie Christiane Amanpour klagt über die ‚Old Boys Clubs‘, die so gerne unter sich bleiben und Frauen beiseiteschieben möchten. Doch es ist unbestritten, dass der weibliche Blick auf die Kriege ein besonderer ist. Es ist auch der Blick für die stillen Opfer, für die Menschen, die sooft ganz allgemein als „die Zivilbevölkerung“ benannt werden. Aber jede und jeder von ihnen hat ein eigenes Schicksal, das erzählt werden sollte.

Also bleiben sie dran, voller Hoffnung und trotz aller Enttäuschungen. So wie sie den Tätern und deren Hintermännern in den Kriegen dieser Welt nichts durchgehen lassen. Sie sind nicht nur Zeuginnen, Beobachterinnen, Berichterstatterinnen, sondern gelegentlich auch Akteurinnen, wie Marie Colvin, deren unerschütterliche Anwesenheit dafür sorgte, dass ein Flüchtlingslager in Osttimor nicht niedergemacht, sondern befreit wurde. Und Anklägerinnen wie Lynsey Addario, deren Fotografien aus der Ukraine dazu beitragen werden, dass Kriegsverbrecher vor Gericht gebracht und verurteilt werden.

30 Kriegsreporterinnen würdigen wir in diesem Buch – stellvertretend für viele andere. Ihnen gehört unser

Respekt, oft auch unsere Bewunderung, auf jeden Fall unser Dank. Denn sie sind diejenigen, die ihr Leben aufs Spiel setzen - für das eine Ziel: die Wahrheit zu suchen und zum Frieden beizutragen. Oder, wie Marie Colvin sagte: „Die Welt muss das sehen!“

Rita Kohlmaier, im Sommer 2022

„Krieg ist ein Platz der
Extreme – es geht
darum, wie Menschen
ihre Menschlichkeit
verlieren, aber auch,
wie sie sie erlangen.“

NICOLE TUNG



CHRISTIANE AMANPOUR

„Die Bösen dürfen nicht gewinnen. Je mehr wir trotz der Gefahren rausgehen und den Scheinwerfer auf die Dinge halten, desto schwieriger ist es, Schweinereien und Verstöße im Dunkeln zu lassen.“

Christiane Amanpour, geboren 1958, ist seit vielen Jahren die bekannteste und wohl auch am besten bezahlte Fernsehjournalistin der Welt. Nach einem Journalistikstudium in London und Rhode Island begann sie 1983 beim frisch gegründeten Nachrichtensender CNN. Seit ihrer Berichterstattung im Golfkrieg 1990 ist sie als Kriegsreporterin unterwegs, so in den 90er Jahren auch in Bosnien, das sie das Vietnam ihrer Generation nannte. Seit 2012 moderiert sie eine eigene allabendliche Interview-Show, „Amanpour“. Die bestens vernetzte Tochter einer Engländerin und eines Iraners gilt als furchtlos und streitbar - so attackierte sie die Trump-Administration mit einem Nazi-Vergleich. 2021 machte sie ihre Krebserkrankung öffentlich und beschwor Frauen, zu Vorsorgeuntersuchungen zu gehen.

Oh Gott, da ist Amanpour! Es wird doch nicht etwas Schlimmes auf uns zukommen!“ Schon ihr bloßes Erscheinen auf dem Bildschirm versetzte die Zuschauer gelegentlich in Sorge. So sei es ihr zugetragen worden, gibt die CNN-Reporterin in einer Rede zur Verleihung eines Journalistenpreises, des Edward R. Murrow Awards, zum Besten, sie wisse allerdings nicht, ob die Leute das witzig meinten. Doch die kleine Anekdote hat einen ernsten Hintergrund: Seit 1989 berichtet die Fernsehjournalistin von den Brennpunkten dieser Welt, auch Jahrzehnte später gilt sie noch als die Berühmtheit im internationalen Reporter-Team. Die *New York Times* titelte gar: „Wo ein Krieg ist, ist auch Amanpour“. Christiane Amanpour hat, wenn man das so sagen kann, der Krisen- und Kriegsberichterstattung ein weltweit bekanntes Gesicht gegeben. Dass ausgerechnet eine Frau zum Star der härtesten Zunft im Journalismus aufsteigen konnte? Es war, neben einem ganz besonderen Talent, bester Ausbildung und eisernem Engagement womöglich auch eine Frage des richtigen Zeitpunkts am richtigen Ort. Denn als der Fernsehsender CNN sich entschloss, seinen Zuschauern Tag und Nacht nonstop Nachrichten zu liefern, war

Christiane Amanpour da: vor der Kamera, im Golfkrieg, in Bosnien, in Afghanistan. Mehr als eine Milliarde Menschen in über 200 Ländern können den Sender empfangen. Die drei Buchstaben sind bekannt – und sie öffnen so manche Schranke, die anderen verschlossen bleibt.

1958 in London geboren, führt schon Christiane Amanpours Kindheit und Jugend durch mehrere Länder und Kontinente und irgendwie auch durch mehrere Welten. Die Familie – die Mutter ist Britin und Katholikin, der Vater Iraner und Moslem – war nach der Geburt der ältesten ihrer vier Töchter nach Teheran gezogen, wo damals noch der Schah herrscht, und wo die Familie ein privilegiertes Leben in Wohlstand führt. Mit elf kommt Christiane auf ein katholisches Internat in England, 1979, nach der Revolution im Iran, gehen auch die Eltern zurück. Doch da zieht die Tochter schon bald weiter, zum Journalistik-Studium in Providence, Rhode Island. Dort wird sie in einer Wohngemeinschaft mit dem Präsidenten-Sohns John Kennedy jr. leben – ihr bester Freund bis zu seinem frühen Tod. Seine Mutter Jackie Onassis, so sagt sie, sei ihr eine wahre Mentorin geworden.

Trotz aller prominenter Kontakte: Ihr erster Job, eine Assistentenstelle, die sie 1983 beim kurz zuvor gegründeten Sender CNN antritt, ist reichlich unglamourös. Mit einem Koffer, ihrem Fahrrad und etwa 100 Dollar in der Tasche sei sie in Atlanta angekommen, und wegen ihres ausländischen Hintergrunds und britischen Akzents tatsächlich sofort im Auslands-Ressort gelandet, spöttelt sie später. Ein unbedeutender Lehrling, ein „tea boy“ oder so etwas sei sie gewesen. Doch sie und ihre jungen Kollegen hätten den Pioniergeist des damals kleinen Senders CNN, den sie scherzhaft Chicken Noodle News nannten, geliebt und sich als Teil einer Revolution im

Nachrichtengeschäft gefühlt. Alles schien möglich. „In aller Unschuld und sehr ehrgeizig, habe ich schnell angekündigt, was ich sein möchte, was ich sein würde, nämlich eine Auslandskorrespondentin.“ Ihr Plan war einfach: „Ich dachte, CNN könnte mein Ticket sein, die Welt zu bereisen.“

Und so kam es. 1989 bot sich die Chance, von Georgia nach Frankfurt am Main zu wechseln, um den einen oder anderen Blick über den bröckelnden Eisernen Vorhang gen Osten zu werfen. Ein Job, der als langweilig galt, den niemand mochte, doch Christiane Amanpour griff zu. Und sie war am richtigen Ort, als Ende des Jahres in Berlin die Mauer fiel. Doch, was sich als viel nützlicher erwies – sie war nicht allzu weit entfernt, als 1990 der Irak das Nachbarland Kuwait überfiel und der Golfkrieg ausbrach. Es war der Einsatz, der sie tatsächlich berühmt machen sollte. Von Anfang an war der Sender rund um die Uhr vor Ort, wurde selbst zur Nachrichtenquelle für Journalisten weltweit. Zuerst in Saudi-Arabien eingesetzt, traf sie im Februar 1991 in Bagdad ein, wo sie von nun an mit ihrem renommierten Kollegen Peter Arnett zusammenarbeitet, wie sich dieser erinnert: „Wir teilten uns die Arbeit und gingen morgens, mittags und abends live auf Sendung.“ Bald war Christiane Amanpour das Markenzeichen der Berichterstattung.

Schon in den 1990er Jahren wird Christiane Amanpour internationale Chefkorrespondentin von CNN und als „Die First Lady des globalen Fernsehens“ gefeiert

Bereits ab 1992 war sie dann zur internationalen Chefkorrespondentin aufgestiegen, und ist von da an für alles zuständig, sobald es weltweit Bedeutung hat. Das mussten nicht unbedingt Kriege sein. Sie setzt eigene Schwerpunkte und berichtet über das Schicksal

aidskranker Kinder in rumänischen Waisenhäusern, den Tsunami im indischen Ozean oder aber auch über die Verheerungen nach dem Hurrikan Katrina in den USA. Das US-Magazin *Newsweek* rief sie zur „First Lady des globalen Fernsehens“ aus, und es heißt, sie sei auch finanziell Nummer eins - mit weit über einer Million Dollar Verdienst im Jahr.

Irak, Afghanistan, Palästina, Iran, Pakistan, Ruanda, Somalia, vor allem aber der Krieg in Bosnien, den sie „my generation's war“ nennt, das Vietnam ihrer Generation. Vier Jahre berichtete sie aus Sarajevo, bedroht von Artillerieangriffen, bedroht von Heckenschützen, bedroht von Krankheiten in einem Hotel mit schlechter sanitärer Ausstattung, ohne fließendes Wasser, mit miserabler Ernährung. Doch sie blieb, wie einige ihrer KollegInnen, im damals legendären „Holiday Inn“, um die Welt über die Grausamkeiten dieses Krieges zu informieren, um aufzurütteln. In der Heimat habe das Thema lange Zeit keine große Rolle gespielt, aber Christiane Amanpour ließ nicht locker. „Immer wieder hat sie die Leute in Atlanta angerufen und versucht, sie für den Krieg zu interessieren“, so ihr Kameramann Dave Rust 1999 im *Spiegel*. Am Ende habe sie Erfolg gehabt, „denn sie war bereit, ihr Leben für die Geschichte zu riskieren“.

„... dass ich in den letzten zehn Jahren fast jeden Tag in einem Zustand unterdrückter Angst gearbeitet habe.“

Dass sie einen Granatenangriff nur durch großen Zufall überlebte, hat sie so richtig erst im Nachhinein registriert. „Ich schlief im Hotel, als ich von einem anfliegenden Artilleriegeschoss geweckt wurde. Man lernt schnell,

dieses pfeifende Geräusch zu erkennen. Aber es passierte nichts, ich ging wieder ins Bett. Erst am nächsten Morgen sah ich, was passiert war: Zwei Stockwerke tiefer hatte sich eine Granate, die offensichtlich fehlerhaft war, in die Wand gebohrt. Wäre sie explodiert, würde ich heute nicht hier sitzen.“ Sie ging durch viele brenzlige Situationen, und doch kam sie jedes Mal wieder heil nach Hause. Andere hatten weniger Glück. Immer wieder erlebte sie, wie KorrespondentInnen ums Leben kamen oder verletzt wurden, weil sie in ein Gefecht gerieten, weil sie auf eine Personenmine traten, weil an einem Checkpoint die Situation eskalierte. Und sie erlebte, wie JournalistInnen immer öfter selbst zum Ziel wurden, wie sie absichtlich und heimtückisch getötet wurden, um sie zum Schweigen zu bringen und ihre Mitstreiter einzuschüchtern. Wie sie gekidnappt wurden, um Geld zu erpressen oder sie verschwinden zu lassen. Es ist eine bittere Erkenntnis, die Christiane Amanpour vorträgt: „Mord ist die führende Todesursache von Journalisten.“ Es komme ihr so vor, „dass ich in den letzten zehn Jahren fast jeden Tag in einem Zustand unterdrückter Angst gearbeitet habe“. Sie spreche nicht oft darüber, aber man möge sich vorstellen, was es bedeute, sein ganzes Berufsleben in Angst zu verbringen.

„Angst davor, erschossen zu werden, entführt zu werden, vergewaltigt zu werden von irgendeinem Wahnsinnigen, der deine Story nicht mag, oder der dich dafür verantwortlich macht, dass die NATO in der Nähe Bomben wirft. Wir gehen mit dieser Angst um, ich gehe mit dieser Angst um, aber natürlich hat dies seinen Preis, allein wegen der Belastung. Und dann der Horror wegen der Dinge, die wir sehen. In Ruanda wurden nach dem Genozid ganze Haufen von Körpern auf den Bulldozer geladen und

in Massengräber geworfen. Ich sah die toughesten Soldaten, die dies überwachen mussten - und sie weinten.“

Sie fragt sich öffentlich: Warum mache ich das? Bin ich ein Kriegs-Junkie?

Und doch bleibt sie dran. Warum sie nach der Geburt ihres Sohnes weiter in die Kriege dieser Welt gezogen sei, wird auch die berühmte Reporterin, so wie viele ihrer Kolleginnen, eines Tages in einem Interview gefragt. Ihre Antwort ist schlicht und kompromisslos: „Die Bösen dürfen nicht gewinnen. Je mehr wir trotz der Gefahren rausgehen und den Scheinwerfer auf die Dinge halten, desto schwieriger ist es, Schweinereien und Verstöße im Dunkeln zu lassen.“ Es sind vielleicht auch Sätze wie diese, die Christiane Amanpour irgendwann den Ruf eintrugen, nicht immer neutral zu sein. Während ihres Bosnien-Einsatzes, so wurde ihr unterstellt, habe sie zu sehr auf der Seite der Moslems gestanden - ein Vorwurf, mit dem die Journalistin schon grundsätzlich wenig anzufangen weiß. Nein, sie sei wahrlich nicht neutral zwischen einem Opfer und einem Aggressor. „Mir ist klar, dass unser Job bedeutet, allen Seiten gleiches Gehör zu schenken, aber wenn es um einen Genozid geht, kannst du gerade nicht neutral sein. ... Nein, es gibt da keine Gleichwertigkeit und wir müssen die Wahrheit sagen.“

Sie hat das Schlimmste gesehen, was Menschen anderen Menschen antun können. Doch irgendwie schafft sie es, Situationen wie diese zu erleben - und sie auch zu überleben. „Ich habe mich oft gefragt, warum ich das mache, warum wir das machen. Nach ein paar Sekunden habe ich dann die Antwort: Weil es das wert ist, weil es darauf ankommt, weil sich die Welt darum kümmern wird, wenn sie unsere Storys sieht. Denn wenn wir, die Geschichtenerzähler, es nicht tun, dann werden die

schlechten Menschen gewinnen. Wir tun es, weil wir verpflichtet sind, weil wir daran glauben ... Ich habe lange und gründlich darüber nachgedacht, und ich habe mich selbst gefragt, warum ich es eigentlich immer noch mache. Möchte ich etwas beweisen? Bin ich ein Kriegs-Junkie? Warum machen einige von uns sowas? Es gibt natürlich eine Menge Gründe. Meistens ist es, wie schon gesagt, der Wunsch, ein wenig Gutes zu tun.“

Wenn es um das Warum geht, um den Sinn und die Notwendigkeit einer Kriegsberichterstattung, dann ist Christiane Amanpour bei jeder Diskussion mit größtem Engagement dabei, auch hier lässt sie nicht nach. Nach Jahrzehnten im Beruf kämpft sie unverdrossen für das Ansehen des Journalismus, dem gelegentlich die Relevanz abgesprochen werden soll – berichten doch Zivilisten, Soldaten, Politiker auf ihre ganz eigene Weise aus den Kriegen unserer Zeit. Aber all die Blogger und Social-Media-User, so Amanpour, die mehr und mehr Aufmerksamkeit und auch Glaubwürdigkeit bekommen, seien bestenfalls Augenzeugen. „Wir sind auf dem Weg in ein Zeitalter des ‚social networking‘. Das revolutioniert die Wege, wie Informationen geliefert werden, das ist sicher richtig. Aber genau das verlangt doch noch viel mehr nach einem Berufsstand professionell agierender Journalisten, die verpflichtet sind, ihre Quellen zu verifizieren, Fakten zu prüfen, Querverbindungen zu recherchieren und vor Ort selbst den Geschichten hinterherzugehen.“ Ohne ausgebildete Reporter mit einem Verhaltenskodex und Berufsethos werde man der Geschichte nicht gerecht. „Wer soll dann noch wissen, wo die Wahrheit liegt? Dann geht es doch nur noch darum, wer am lautesten schreien kann!“

Mit Preisen regelrecht überhäuft, in aller Welt vernetzt, zählt Christiane Amanpour nach vier Jahrzehnten im Job

weiter zu den Top-JournalistInnen. 1998 heiratet sie James Rubin, Sprecher und Berater der damaligen US-Außenministerin Madeleine Albright. Gemeinsam haben sie einen Sohn. Rubins Schwester, Elizabeth Rubin, die vor allem für das *New York Times Magazine* unterwegs ist, berichtet ebenfalls von den Brennpunkten dieser Welt – auch sie geht dabei größte Risiken ein. Bereits im dritten Monat schwanger, ließ sie sich im Jahr 2007 gemeinsam mit der Fotografin Lynsey Addario nach Afghanistan einfliegen, um dort in den Bergen und unter Beschuss der Taliban über Monate hinweg zu recherchieren.



Christiane Amanpour berichtet am 20. Dezember 1998 über das Ende der US-Offensive „Desert Fox“ unter Präsident Bill Clinton; mit ihrem Team des CNN sendet sie fünfzehn Stunden lang vom Dach eines Gebäudes in Iraks Hauptstadt Bagdad.

Mit der Politikerin Nancy Pelosi ist Christiane Amanpour ebenfalls eng verbunden, ein Bild von ihr und der Demokratin steht in ihrem Büro. Gemeinsam teilen sie

ihren Kampf für Feminismus und die Chancen von Frauen in Politik und Journalismus. „Ich war sehr glücklich in meiner Karriere, als Frau in einer Männerwelt“, sagt Amanpour. „Aber es gibt da draußen noch so viele Vorurteile in den ‚Old Boys Clubs‘. Nancy Pelosi sagte mir, es habe 200 Jahre gebraucht, bis 17 Prozent der Abgeordneten im Kongress weiblich waren, in einem Land, dessen Bevölkerung zu 50,8 Prozent weiblich ist. Wenn es so weiter geht, brauchen wir nochmal 600 Jahre, bis der Kongress gleichwertig besetzt ist. Wir müssen sehr auf die Teilhabe von Frauen in Amerika und Europa achten, genauso wie in Afghanistan und Saudi-Arabien. Und – könnten wir dann bitte noch einen weiblichen Rundfunk- oder Fernsehchef in Amerika haben? Come on!“

Was sie ihrem Sohn später über ihren Beruf erzählen werde, hat man sie einmal gefragt. Ihre Antwort ist ein Ausdruck von Liebe und Loyalität zu ihrer Profession. „Ich werde ihm sagen, dass ich daran glaube. Und dass dies der Grund ist, warum ich es noch immer mache. Und ich glaube, dass guter Journalismus, gutes Fernsehen, die Welt zu einem besseren Platz machen kann.“

„Ich war sehr glücklich
in meiner Karriere, als
Frau in einer
Männerwelt.
Aber es gibt da
draußen noch so viele
Vorurteile.“

CHRISTIANE AMANPOUR



Ein Interview mit der
Fernsehjournalistin und ZDF-Reporterin

KATRIN EIGENDORF

„Meine Arbeit ... ist eine Aufgabe,
hinter der ich voll und ganz stehe.“

Katrin Eigendorf, geboren 1962, studierte Geschichte und Journalistik in Dortmund und Paris. Sie arbeitete als Redakteurin im ARD-Studio Paris, von 1993 bis 1996 als Korrespondentin für RTL in Moskau. 1999 wechselte sie zum ZDF, zunächst als Reporterin in der Redaktion Außenpolitik. Von 2015 bis 2018 war sie Korrespondentin im ZDF-Studio in Moskau und berichtete unter anderem über Tschetschenien, die Ukraine und Afghanistan. Seit Mai 2018 ist Katrin Eigendorf im Reporterpool der ZDF-Hauptredaktion Aktuelles mit Schwerpunkten in Afghanistan, der Ukraine, Russland, Libanon, Irak und Türkei. Bis zur Machtübernahme der Taliban war sie 2021 in Afghanistan. Seit dem Einmarsch Russlands in die Ukraine berichtet sie von dort. 2022 erschien ihr Buch „Putins Krieg - Wie die Menschen in der Ukraine für unsere Freiheit kämpfen“.

Sie war in Tschetschenien, in Afghanistan, in der Ukraine. Mit markanter Stimme berichtet Katrin Eigendorf, die bekannteste deutsche Kriegsreporterin unserer Tage, von Kämpfen und Politik, vor allem aber von den Frauen, Kindern, Männern in Kriegsgebieten, den unschuldigen und dennoch am schwersten getroffenen Opfern dieser Auseinandersetzungen. Geschätzt für ihre ebenso unaufgeregten wie mitfühlenden Reportagen für das ZDF, wurde sie mehrfach ausgezeichnet, so auch mit dem renommierten Grimme-Preis. Seit Jahrzehnten im Beruf hat sie ihren eigenen Blick auf Kriege, auf die Menschen dort, auch auf das Gute und Bewundernswürdige. Rita Kohlmaier sprach im Sommer 2022 mit Katrin Eigendorf über Gefahren, Grenzgänger und Geschichten, die es wert sind, erzählt zu werden.

Wenn Sie jemanden kennenlernen und sich herausstellt, Sie sind als Krisen-, Kriegsreporterin unterwegs: Was ist die erste Reaktion?

„Ist das nicht gefährlich?“ – Das ist in der Regel die erste Frage. Andererseits stelle ich mich selten als Kriegsreporterin vor. Ich sehe mich als internationale Reporterin, nicht unbedingt explizit als Kriegsreporterin. Aber bei Menschen, die nicht aus meinem Bereich kommen, ist es in der Tat die erste Assoziation: die Gefahr.

Und wie ist Ihre Antwort?

Natürlich ist es gefährlich. Aber es ist eine Gefahr, die man mit Erfahrung, Vorbereitung und Professionalität berechenbar machen kann. Die Umstände, unter denen wir

unsere Arbeit machen, wirken von außen unberechenbar. Aber man kann auch in einem Krieg Situationen analysieren und bewerten und daraus Schlüsse für das eigene Verhalten ziehen. Wenn man beispielsweise das bedrohliche Donnern von Artillerie hört – checken, wo kommt das her, wie weit ist es weg? Dann entscheiden, kann ich bleiben oder könnte ich beschossen werden? Wenn man solchen Regeln folgt, ist die Gefahr kalkulierbarer.

Täuscht der Eindruck oder werden Journalisten immer öfter auch ganz gezielt attackiert?

Information ist eine wichtige Waffe in Kriegen und mit der Entwicklung von Informationstechnologie hat sie an Bedeutung gewonnen, das erlebten wir bereits 2014 beim Angriff Russlands auf die Ukraine und jetzt auch. Für Russland sind Journalisten Kriegsteilnehmer, keine neutralen Berichterstatter. Um auf den Ukrainekrieg zu kommen: Ja, Russland macht ganz gezielt den Versuch, Journalisten einzuschüchtern, zu diskreditieren und zu bedrohen. Man muss sich sehr genau überlegen, ob man sich das Schild „Presse“ ins Auto hängt. Es könnte nämlich bedeuten, dass man damit zum Ziel wird.

Sie haben Journalistik studiert. Welche berufliche Zukunft hatten Sie für sich geplant?

Ich wollte definitiv nie nationale Reporterin, Wirtschaftsreporterin, Lokalreporterin werden. Ich wollte immer raus, weg aus Deutschland. Das erste Land, in dem ich gearbeitet habe, war Frankreich. Dass es im Laufe der Jahre ‚Krisenreporting‘ geworden ist, war aber nicht mein erklärtes Ziel. Es liegt wohl eher daran, dass die Welt heute aus so vielen Krisengebieten besteht.

Wenn Sie sich, Ihre Kolleginnen und Kollegen vergleichen – würden Sie sagen, Frauen berichten anders als Männer? Gibt es die weibliche

Sichtweise?

Jede Berichterstattung ist geprägt von einem subjektiven, individuellen Blick, den wir alle haben. Es ist die Frage, woher wir kommen, welche Erfahrungen wir gemacht haben, was unsere Lebenssituation ist, die in unsere Arbeit natürlich einfließt. Das hat meiner Meinung nach etwas Positives. Jeder gute Reporter hat so etwas wie seine eigene Handschrift. Aber an einen typisch weiblichen Blick glaube ich nicht, nein.

Ob im Fernsehen oder in der Presse, es sind inzwischen auch immer mehr Frauen als Kriegsberichterstatter unterwegs. Was ist Ihre Erfahrung - werden Sie gleichberechtigt wahrgenommen?

Das kommt ganz auf die Länder an, in denen man arbeitet. Die Ukraine ist zum Beispiel ein Land, in dem man es als Berichterstatterin manchmal, vor allem im Umgang mit Vertretern der politischen Elite, nicht einfach hat. Mir ist in der Ukraine schon sehr viel Machismo begegnet, dass man Frauen nicht auf Augenhöhe sieht. In Afghanistan dagegen sind wir Journalistinnen in den Augen der radikalen Islamisten eine Art drittes Geschlecht, sie verlangen zwar, dass wir uns verschleiern, schauen mir auch oft nicht in die Augen, aber sie sehen mich in meiner Funktion, und so respektieren sie mich meistens. Es gibt auch Situationen, wo weibliche Journalisten einen Vorteil haben.

Beispielsweise in Konfliktsituationen, wo einen die Menschen als weniger bedrohlich wahrnehmen.

Gelegentlich bekommen Journalistinnen auch leichter Zugang, vor allem in sehr konservativen Gesellschaften. In Afghanistan wird ein fremder Mann nicht mit einer sehr konservativen Frau reden können. Weil ihr Mann das nicht zulässt. Und die Frau wahrscheinlich auch nicht. Und dann tut man sich als Frau mit bestimmten Themen leichter.

Vergewaltigung im Kriegsgeschehen zum Beispiel - der

Zugang zu Opfern, die ja auch verstanden werden möchten, ist einfacher für eine Frau.



Bericht aus dem Krieg: Seit Beginn des Ukraine-Krieges Ende Februar 2022 ist das Land Katrin Eigendorfs ständiger Einsatzort.

Erleben Sie Geschichten, die Sie anschließend nicht mehr loslassen?

Die gibt es immer. Zuletzt in der Ukraine – die Geschehnisse in Butscha und Irpin, das sind Begegnungen und Erlebnisse, die mich Wochen später noch beschäftigen. Mit den Leuten dort zu reden und zu sehen, was man ihnen angetan hat ... Aber da sind auch die älteren Geschichten. Vor 20 Jahren habe ich in Russland heimlich ein Krankenhaus besucht, wo verletzte Soldaten, die in Tschetschenien gekämpft hatten, untergebracht waren. Ich kam in ein Zimmer, da lagen 30 junge Männer, die alle keine Beine oder Füße mehr hatten. Wenn man so etwas sieht, bekommt der Begriff ‚Kanonenfutter‘ eine sehr konkrete Bedeutung. Sie waren 18, 19, 20 Jahre alt. Und